



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 11

Montag, den 3. Juni 1929.

Nr. 11

Unser Schill.

Zur 120. Wiederkehr seines Todestages am 31. Mai 1809.

Von W. Brendemühl-Philippshof.

Selten hat sich mit einem Namen soviel väterliche Hoffnung und väterländischer Stolz verbunden als mit dem des kühnen und opferfreudigen Husarenmajors, der am 31. Mai 1809 in den Stralsunds den Heldentod fand, Ferdinand von Schill. Aus seiner schlesischen Heimat Sotthof, wo er 1773 als jüngster von vier Brüdern geboren wurde, kam er nach dem Besuch des Gymnasiums zu Breslau durch den General Grafen Raffreuth in das Dragoner-Regiment Ausbach-Bayreuth. Als Unterleutnant dieser Truppe nahm er am 14. Oktober 1806 an der Unglückschlacht bei Jena und Auerstädt teil. Auf einer vorgeschobenen Felbwache wurde er von französischen Reitern angegriffen, von den Seinen abgedrängt und in harten Kampf verwickelt. Die Aufforderung, sich zu ergeben, beantwortete er mit erneuten Säbelhieben. Mehrere Wunden am Kopf machten ihn kampfunfähig und brachten ihn einer Ohnmacht nahe, bis sein gleichfalls verwundetes Pferd mit ihm durchging und ihn seinen Feinden entzog. Durch zwei Offiziere seines Regiments wurde er, am Boden liegend, aufgefunden, mit Sorgfalt verbunden und vor der Gefangennahme gerettet. Dem großen Entsatze in der preußischen Flüchtlinge folgend, schleppte er sich nach Nordhausen und Magdeburg und wandte sich dann nach Stettin und Kolberg. Hier fand er bei dem Senator Westphal liebevolle Aufnahme und Pflege.

Die kleine, wenig beachtete Festung Kolberg war bei Beginn des Krieges weniger gerüstet als alle übrigen Befestigungen. Erst nach dem Unglückstage von Auerstädt wurden die dringendsten Maßnahmen zu ihrer Verteidigung getroffen. Nach dem unwürdigen Fall von Stettin wurde Kolberg ein Punkt von militärischer Wichtigkeit. Hier, in dem getreuen Pommern, wo sich in einer mutlosen Zeit der alte preußische Heldengeist neu bewährte, gründete der langsam genesende Schill den Ruhm eines tapferen Soldaten und feurigen Patrioten. Seinen weitgreifenden Plänen wurde jedoch durch den alten Kommandanten Lucadou eine Grenze gezogen.

Mit einem halben Duzend Reiter begann der noch immer an seiner Wunde leidende Schill kleine Streifereien, rettete bedrohte Kassen, jagte den Franzosen Waffen, Pferde und Schlachtvieh ab und unternahm selbst glückliche Ueberfälle auf größere und kleinere feindliche Kolonnen. Als er dann in der Nacht zum 8. Dezember mit zehn Reitern und zehn Infanteristen einer dreifachen Zahl Franzosen Waffen, Gepäck und Geld abnahm, belohnte die Regierung seinen Eifer, und eine königliche Kabinettsorder vom 12. Januar 1807 ermächtigte ihn, ein Freikorps in Pommern zu errichten. Aus den Trümmern der geschlagenen preußischen Armee

konnte er nun bald ein Bataillon Infanterie, einige Schwadronen Kavallerie, eine Jägerkompagnie und etwas Artillerie unter seiner Führung vereinigen. In größeren und kleineren, für ihn höchst ehrenvollen Gefechten tat er den Feinden manchen Abbruch. Seinen kriegerischen Unternehmungen machte jedoch der Tilsiter Friede ein Ende.

Durch die im Dezember 1807 vorgenommene Umformung des preußischen Heeres wurde aus den drei Schwadronen Husaren und Dragonern das „zweite Brandenburgische Husaren-Regiment“ gebildet, dessen Inhaber der inzwischen beförderte Major Schill wurde. Seine Infanterie wurde zu einem leichten Bataillon umgewandelt und dem Leibregiment des Königs mit der Benennung „leichtes Bataillon von Schill“ beigegeben. Eine weitere Auszeichnung erhielt die tapfere Schar dadurch, daß sie auf Befehl des Königs als erste preußische Truppe in die vom Feinde geräumte Hauptstadt einziehen durfte. Am 10. Dezember 1808 wurde Schill von den begeisterten Berlinern nach ehrenvollem Empfang eingeholt. In ihrer mäterischen Husarenuniform wurde die lebenswürdige und freundliche Erscheinung Schills der Liebling des ganzen Volkes. Allgemein war die Ansicht, daß er der Führer der nationalen Erhebung werden müsse. Nun nahm das tragische Geschick des Helden seinen Anfang. Schill beschränkte jenen Weg, der zwar ein Zeichen beispiellosen Preußenmutes und aufopfernder Vaterlandsliebe gab, aber den erhofften Erfolg nicht zu bringen vermochte.

Am 28. April 1809 verließ Schill um 4 Uhr nachmittags mit seinem Regiment Berlin. Als er etwa eine Meile vorgerückt war, machte er Halt und verkündete mit begeistertsten Worten seinen Entschluß, den Kampf mit der Feindherrschaft aufzunehmen. Unter jubelndem Zuruf erklärten sich alle, Offiziere und Gemeine, mit ihm einig zu jedem Opfer für König und Vaterland. In dem guten Glauben an seine heilige Sache brach er alle Brücken hinter sich ab und leistete auch einem direkten Befehl seines Königs zur Rückkehr keine Folge. Am 4. Mai traf ihn die Nachricht von dem gänzlichen Versagen der Aufstandsbewegung des Oberst Dörnberg, und bald die Kunde von dem unglücklichen Ausgang der Schlachten an der Donau. Ein Zurück gab es jetzt nicht mehr. Von Dessau zog er über Bernburg und Halle auf Magdeburg, wo er bei Döbendorf auf eine feindliche Stellung stieß. Ein rascher, wenn auch verlustreicher Sieg bahnte ihm den Weg auf Stendal und Arneburg. Der König Jerome von Westfalen, ein Bruder Napoleons, hatte auf seinen Kopf eine Belohnung von 10 000 Franken gesetzt und ihn und seine mutige Truppe als Räuberbande geschmäht. Trotzdem hielt es Napoleon für nötig, gegen die 3000 Soldaten Schills 60 000 Mann zusammenzuziehen. Um für den Fall eines unglücklichen Verlaufes seines Unternehmens der englischen Flotte als sicherem Zufluchtsort nahe zu sein, brach Schill nach Mecklenburg auf, bemächtigte sich der kleinen Stadt Dömitz und ging über Wismar nach Stralsund. Bei Damgarten an der Rönitz bereitete er

der ihm entgegenkommenden Besatzung von Stralsund eine verlustreiche Niederlage. Die Franzosen feierten in Stralsund bei Kanonensalut und Trommelwirbel die Nachricht von dem Einzuge ihres Kaisers Napoleon in Wien. Ueber von schwacher Bürgerwehr besetzte Zugbrücken eilte Schill mit wenig Reitern in die Stadt und nahm sie nach kurzer Gegenwehr der überrumpelten Franzosen ein. Wider alles Erwarten setzte er sich dann aber in der von Befestigungen ganz entblößten Stadt fest und ging mit Feuereifer daran, sie zur Verteidigung instand zu setzen. Unter anstrengendsten Arbeiten, bei denen Schill sich vom Morgen bis zum Abend persönlich um alles kümmerte, verging die Zeit vom Donnerstag, den 25., bis Dienstag, den 30. Mai. Mit Sonnenuntergang wurden vom Kirchturm schon die anrückenden Feinde unter dem General Gratien gesichtet, die am Morgen des 31. Mai an verschiedenen Stellen den Angriff auf die schwach verteidigte Stadt begannen. Trotz heldenhafter Gegenwehr und beispielloser Heldentaten der Truppen Schills drangen die Feinde bald an verschiedenen Stellen in die Stadt ein. Ihr tapferer Führer hatte vergeblich versucht, an den am meisten gefährdeten Stellen dem Kampf eine andere Wendung zu geben. Schon marschiert das 6. holländische Infanterieregiment in Parade durch die Straßen, da kommt ein einzelner preußischer Reiter herangebraust, haut den Kommandeur des vordersten Bataillons, den Obristleutnant Dolleman, nieder und ist seinen Gefährten nach der Fährstraße hin gefolgt. — Schill! Aus mehreren Wunden blutend, erreicht er noch die Fährstraße, gerät hier aber aufs neue in einen Haufen Holländer und sinkt, von einem Kopfschuß tödlich getroffen, vom Pferde. Inzwischen ist die Eroberung der Stadt vollständig geworden. Während General Gratien noch auf dem Rathause verhandelt, wird die Leiche Schills gefunden und in der Vorhalle des Rathauses niedergelegt. Zur Feststellung, ob der entleibete blutige Leichnam auch wirklich der gefürchtete Reiterführer ist, erscheint u. a. auch dessen bisheriger Quartierwirt Parsenow. In liebevoller Weise glaubt dieser dem General eine Bemerkung über den „Räuber“ machen zu müssen. Jedoch erwidert ihm in edler Regung Gratien: „Schill war kein Räuber, er war ein Held! Sie können froh sein, wenn Sie einmal einen so ehrenvollen Tod, wie er, finden.“ Nachdem dem Leichnam von dem holländischen Oberstabsarzt der Kopf abgeschnitten und in Spiritus gelegt war, wurde der Körper auf einem Karren zum St. Jürgenfriedhofe gebracht und in eine bereitgehaltene Gruft geworfen, die sofort von dem Totengräber eingeebnet werden mußte. —

Hoch zu Ross sitzend, das von Feindesblut tiefende Schwert in der Rechten, so hat ihn das Geschick ereilt. Ein würdiges Ende, einen rechten echten Reiertod hat der heldenmütige Vorkämpfer für des Vaterlandes Ehre und Freiheit gefunden.

Ortsgeschichte.

Von Hermann Schlichting.

„Die Heimat wird dann erst heimisch, wenn der Boden sich belebt und redet, und die Vaterlands-Liebe, die Mutter so vieler Tugenden, kann nicht besser angeregt werden, als wenn schon die Jugend lernt, daß Geburts- und Wohnort nichts Zufälliges und Gleichgültiges sei.“ Dieses Motto Ferdinand Schmidts zu seiner brandenburgisch-preussischen Geschichte dürfte geeignet sein, auch zum Schreiben von Ortsgeschichten anzuregen. Es würde ein Segen für unsere Nachkommen sein, wenn sie einmal lesen könnten, wie von ihren Vorfahren die schwere Zeit des Weltkrieges verlebt worden ist, als die Männer an der Front standen, die Frauen den Acker bestellten und überall die Hungersnot an den Tischen saß. Es soll hier nicht die Rede von den Städten sein, die wohl alle ihre gedruckte Ortsgeschichte besitzen. In Stadtgemeinden mit geordneten Archiven, Bibliotheken und zahlreichen forschenden Geistern ist es leichter, die Kenntnis früherer Zeiten zu erwerben und durch Wort und Schrift zu verbreiten. Aber auf dem Lande sind der Forscher naturgemäß wenige, der Forschungsbereich ist sehr weitgehend und der Mangel an Geschichtsstoff infolge Fehlens geordneter Archive sehr fühlbar. Dies hält manchen von der mühseligen Arbeit ab, eine Dorfgeschichte zu schreiben. Es gibt zwar eine Anzahl guter ländlicher Ortsgeschichten in unserer Heimat. Es liegt aber im Interesse selbst des kleinsten Dorfes, alles zusammenzustellen, zu ordnen und durchzuarbeiten, was irgendwie für die örtliche Geschichte wichtig ist. Nur auf gründlicher Erkenntnis der Zustände vergangener Zeiten baut sich das Verständnis der Gegenwart auf. Geschichtlicher Stoff findet sich in alten Folianten schon bestehender Dorfarchive, er schlummert irgendwo in einer alten Kade oder in einem wurmfressigen Schrank und braucht nur hervorgeholt zu werden. Stoff zur Ortsgeschichte wird auch in den Pfarrakten zu finden sein, denn seit dem Jubelfest der Reformation im Jahre 1817 werden pflichtgemäß überall Pfarr- und Kirchenchroniken geführt. Auch in ländlichen Familien finden sich vielfach alte Dokumente, die bei Abfassung von Dorfgeschichten benutzt werden können. Vor allem seien die Dorfrechnungen hervorgehoben, die noch am sorgsamsten aufbewahrt werden. Sie geben Auskunft über die Finanzwirtschaft früherer Zeiten, über frühere Preis- und Lohnverhältnisse, über Erträge der Landwirtschaft, Kriegslasten und Truppendurchzüge. Eine Fundgrube bieten auch die Protokollbücher. Sie enthalten Abschriften von behördlichen Verfügungen, Käufe, Verkäufe, Testamentsvollstreckungen, vielfach auch kurze geschichtliche Notizen. Weiteren Stoff bieten die alten Flurbücher. Sie geben in den heute schon vielfach vergessenen Flurnamen Aufschluß

über die älteste Zeit, über längst verschwundene Sitten und Gebräuche, über Größe und Bewirtschaftung der Feldflur, über Rechtsstreitigkeiten und Abgaben. Mit den Erbzinzbüchern sind sie eine wichtige Quelle für die Familiengeschichte, der man auch auf den Dörfern heute immer mehr Interesse zuwendet. Alle diese Quellen bieten genügenden Stoff für eine Ortsgeschichte, wenigstens der letzten Jahrhunderte. Die früheste, auf urkundlichem Material aufgebaute Geschichte ist meist schon von Fachgelehrten bearbeitet und in städtischen Archiven und Bibliotheken nachzulesen. Dem Stoffmangel bei Abfassung von Dorfgeschichten würde leicht abgeholfen werden, wenn in jedem Orte alle vorhandenen Folianten und Schriftstücke zusammengestellt, geordnet und bereitwillig denen zur Verfügung gestellt würden, die sich zur Geschichtschreibung berufen fühlen.

Wenn aber die Ortsgeschichte allgemeinen Nutzen für die Gemeinde stiften soll, so muß sie gedruckt werden und möglichst in jedem Hause Eingang finden. Sie muß verständlich und vollständig geschrieben sein. Ferner muß sie billig sein, daß sie allgemeinen Absatz findet. Ein einsichtiger Gemeinderat wird schon Mittel und Wege finden, die Kosten aufzubringen. Dann wird die Ortsgeschichte auch ein wirkliches Hausbuch werden, zu dem man immer wieder greift.

Goethe hat einmal gesagt: „Das Beste, was wir aus der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt.“ Und sollten nicht gerade geschichtliche Darstellungen der Taten und Leiden der Vorfahren Begeisterung erwecken, Dank gegen die Väter und Liebe zum großen Vaterlande, für das sie duldeten und starben?

Noch das ist nicht der Hauptzweck der Ortsgeschichte. Sie will vielmehr in erster Linie dem Orte selbst dienen und nützen, für den sie geschrieben ist. „Wo Gottes Sonne dir zuerst schien, wo seine Sterne dir zuerst leuchteten, da ist deine Heimat, da ist dein Vaterland. Und du mußt das Land lieb haben.“ Wenn Ernst Moriz Arndt mit diesen Worten begeistert die Vaterlands-Liebe pries, so setzt er sie unwillkürlich in Verbindung mit der engeren, der Heimatliebe. Und das mit Recht, denn immer wird man finden, daß die, die keine Heimat haben, Menschen, die die Scholle nicht lieben, auf der sie geboren sind, auch keine Liebe zum großen Ganzen, zum Vaterlande hegen. Und es gibt kaum ein traurigeres Wort als das von Nietzsche:

„Die Raben schreiben und ziehen schrillen Flugs zur Stadt.“

Bald wird es schreien: Weh dem, der keine Heimat hat.“

Die Ortsgeschichte aber lebendig zu machen und zu erhalten, dazu mitzuhelfen, ist in erster Linie die Schule berufen. Wenn die Ortsgeschichte nicht nur eine trockene Aufzählung von örtlichen Ereignissen sein soll, sondern vor allem auch die Kulturgeschichte, Sitten, Gebräuche, Sagen, Glauben und Aberglauben umfassen soll, so ist die Schule die nächste dazu, solch eine Geschichte mit Erlesen zu lassen. Liegt sie dann gedruckt vor, wie kann gerade die Schule sie verwerten im Geschichts-, im Heimatkunde- und Religionsunterricht. Die Teilnahme der Kinder erregt nichts mehr, als zu hören und zu lesen, wie es in ihrer Heimat früher aussah, wie sie in große vaterländische Ereignisse verwickelt war, und die Religion darf keine längst vergangene Sache sein, sondern sie redet zu uns in Sitte und Beruf der Väter und mahnt: Seid ihrem Brauche treu.

Das schönste Ziel, das durch die Ortsgeschichte erreicht werden soll, ist die Erweckung der Liebe zur Heimat. Die Beschäftigung mit der örtlichen Geschichte wird diese Heimatliebe vertiefen, stärken und veredeln. Die Mahnung aber, Ortsgeschichte zu schreiben, legt uns auch ein Lutherwort Herz: „Mit unter den vornehmsten Büchern sollten sein die Chroniken und Historien, denn dieselben wunder nütze sind, den Weltlauf zu erkennen, zu regieren, ja auch Gottes Wunder und Werke zu sehen. O wie manche feine Sprüche und Geschichten sollte man jetzt haben, die in deutschen Landen geschehen und ergangen sind, deren wir jetzt gar keins wissen. Das macht, niemand ist dagewesen, der sie beschrieben, oder ob sie schon beschrieben gewesen wären, niemand die Bücher behalten hat. Darum man auch von uns Deutschen nichts weiß in andern Landen und müssen in aller Welt die deutschen Bestien heißen. Aber die Griechen und Lateiner, ja auch die Hebräer haben ihr Ding so genau und fleißig beschrieben, das muß alle Welt lesen und wissen. Dieweil sind wir Deutsche noch immer Deutsche und wollen Deutsche bleiben.“

Ueber Herkunft und Bedeutung unserer Familiennamen.

Von Dr. F. E. Schulz.

(3. Fortsetzung.)

Besonders groß ist die Zahl der Familiennamen, die ihren Ursprung dem Beruf oder Amt ihres Trägers verdanken. Da der Sohn in früheren Zeiten in der Regel dem Berufe des Vaters folgte, ist es nicht verwunderlich, daß

Die Märchen von Ali Baba und den vierzig Räubern und von der mutigen Müllerstochter.

Eine volkstümliche Studie aus Posen und Pommern.

Von Professor D. Knoop-Stargard.

(Schluß.)

Ein lehrreiches Beispiel von der freien Art und Weise, wie alte Sagen- und Märchenstoffe vom Volke und von der Volksbildung behandelt werden, liefert eine Stargarder Erzählung, die in meinen Stargarder Sagen, Ueberlieferungen und Geschichten (1924) Nr. 32 nach den Pomm. Heimatsblättern, Jahrg. 2 Nr. 12, wiedergegeben ist. Sie stammt von einem alten verstorbenen Bürger in Stargard und knüpft sich an das sogenannte Rohledersche Haus in der Pyritzer Straße, das etwa um die Mitte des 16. Jahrhunderts erbaut und eins der wenigen Häuser in Stargard ist, die die Stürme des Dreißigjährigen Krieges überstanden haben. In demselben soll sich früher ein Gasthaus mit einer Ausspannung befunden haben, und fremde Handelsherren pflegten dort häufig einzufahren.

Eines Tages nun kam noch gerade bei Tages-

schluß ein schwerer Lastwagen in die Stadt. Die Begleiter hatten sich der Wache am Pyritzer Tor als Handelsleute ausgegeben, die in dem Gasthause ausspannen wollten. Da sie der Wache einen guten Trunk verhiessen, ließ man sie auch noch ein. Wirt, Handelsleute und Wache haben dann wacker den Becher zum Munde geführt, und die unterhaltfamen Reden der Zugereisten und der gute Wein, den diese auffahren ließen, brachten alle gar bald in eine vertrauensvolle Stimmung.

Das wollte aber dem Mädchen, das längst für den Wirt die Gäste bediente, nicht gefallen, und besonders machte sie das fröhlich, daß man ihr, der geringen Magd, feurigen spanischen Wein kredenzen wollte. Einer der fremden Gesellen, der durch prahlerisches Klimpeln mit seiner Geldbörse sich bei den Stargarder Männern in Ansehen zu bringen verstanden hatte, fragte sie, ob sie ängstlich und ihrer nicht sicher sei, und schlagfertig erwiderte das Mädchen, sie kenne keine Furcht, denn sie sei vor Menschen auf der Hut, und Wein trinke sie nicht; deshalb sei sie auch stets sicher. Der Fremde tauchte mit seinen Genossen einen Blick aus, der dem Mädchen nicht entging, lachte und sagte scherzend, sie sei ihm eine Feine. Er habe kostbaren Stoff zu Kleibern in seinen Ballen auf dem Wagen; das schönste Kleid solle sie sich aussuchen dürfen, und einen blan-

ken Goldgulden lege er noch dazu, wenn sie sich nicht fürchte. Das Mädchen sagte, er solle ihr nur die Aufgabe nennen; sie werde sie erfüllen, falls es nichts Böses sei. Da erzählte der Reisende, daß ihm ein Pferd lahm geworden und daß sie es vor der Stadt beim Wittichower Wege am Galgen festgebunden hätten, weil sie sonst nicht mit dem lahmen Tier vor Tagesbruch in die Stadt gekommen wären. Ein Wächter möge sie hinauslassen, und wenn sie sein Lieblingspferd vom Galgen hereinhole, dann solle sie die Geschenke erhalten. Das Pferd dauere ihn, doch habe er mit seiner wertvollen Ware sichere Herberge suchen müssen. Da es ein nasses und stürmisches Wetter war, gab das Mädchen an, sie müsse sich für den Gang erst ordentlich bekleiden, und so konnte sie, ohne Argwohn zu erregen, das Zimmer verlassen.

Sie ging nun hinaus auf den Hof, trat vorsichtig an den Wagen, auf dem sich Ballen und große Fässer befanden, und klopfte an eines der Fässer, um zu hören, ob es gefüllt sei. Sofort fragte eine Männerstimme aus dem Fasse heraus, ob es nun Zeit sei. Das beherzte Mädchen ließ ein warnendes „Psst!“ vernehmen und entfernte sich schleunigst. Darauf machte es sich mit verben Stiefeln und warmen Tüchern schnell fertig, trat in die Schenke und winkte dem stärksten Stadtknecht, er solle ihr das

